Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 3 (1919)
Heft: 10-11

Rubrik: Allerlei

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vettern im Lande Wilhelm Tells einen breiten Raum einnimmt. Zunächst heißt es freilich nur: sich schnell bewegen, häufig mit dem Nebensinn der Unachtsamkeit, daher auch Schutzgatter, Schutzgret, und die Redensart: mit de Tür is Hus ine schieße; bei Gotthelf kommt einmal eine Bäuerin „daher geschossen wie eine entronnene Wasserbütte". Sternschnuppen sind schießende Sterne. Von einer bösen Zürcherin berichtet ihr Mann (1602), sie habe ihm „zu essen und drinken gegäben, daß .... es, mit Gunst zu melden, alles wieder von mir geschossen." Beim Empfang eines Briefes vom fernen Sohne mußte das Müetti die Augen fest zudrücken, daß ihm „'s Wasser nit drüberuse g'schossen isch" (Reinhart). Beim Anblick des Liebsten ist es einem Mädchen „heiß dür e Magen uf g'schosse" (Tavel). Die Männer sollten alles „la gheien u lige, we de Wibere Oeppis dur e Gring schießt" (Gotthelf). Aehnlich bei Eschmann: „Was da jedem überhölzlete Modenar in'n Näggel schüßt, meined die Pensionsdämli müesed's ä gschwind go naemache." Dann heißt schieße aber vor allem: in diese schnelle Bewegung versetzen, also werfen, schleudern. Als ein Ruedi sein Trineli küssen wollte, wehrte sich dieses und „het de Ruedi dänne gschosse" (Gfeller). Nach der Pest von 1629 behauptet einer: „Das ist unchristenlich, daß man die Todten an etlichen Orten in das Wasser schüßt .... wie das unvernünftig Vich." Ein großes Stück schweizerischer Staats- und Kulturgeschichte liegt dann natürlich in der Geschichte des Wortes, wenn es bedeutet: ein Geschoß werfen, besonders mit Feuerwaffen. 1544 wird in Schaffhausen dem Scharfrichter gnädigst erlaubt, wenn er „mit den Büchsenschützen schüßen will, daß er das wohl tun mag"; 1572 muß dagegen der Zürcher Rat einem Bürger ausdrücklich verbieten: an einem andern Tage als dem Sonntag zu schießen, „inn der wuchen" soll er „sines gwärbs acht haben". Bezeichnend ist die weite Verbreitung der Redensart „de letzt het no nid g'schosse" für: es ist noch nicht aller Tage Abend. Eine Basler Armbrustschützenordnung von 1466 bestimmt, es dürfe nur mit eigenem „Schießgezüg" teilnehmen, wer „um die Hosen schießen will, so die rete (Räte) alle jare den schützen schengkend". — Auch in dem unterdessen erschienenen 86. Heft hallt's und knallt's noch unaufhörlich, für den Freund der vaterländischen Sprache und der vaterländischen Schießkunst ein wahres Fest, ein sprachliches Schützenfest, — das nächstemal mehr davon!

Allerlei.

Wiederkehr der Fremdwörter? Am 21. Wintermonat 1918 las man in der Wiener „Reichspost" ohne irgend einen Zusatz: „Weiters bemerkt man Schritt für Schritt, daß die Wenigen, die noch ihr Robes und Modes, ihr en gros und en détail schon seit vier Jahren schamhaft verdeckt hielten, nunmehr die drüber geklebten Papierstreifen entfernt haben und sich der Fremdwörter auf ihren Geschäftstafeln wieder ungestört freuen." Wir können daraus lernen, — wer's nicht schon wußte, — wie wenig Wert die gewaltsame Beseitigung von Fremdwörtern hat, wie auf diesem Gebiete wirklicher Erfolg nur dem beschieden ist, der auf die Ueberzeugung zu wirken versteht, und wie sehr recht der Allgemeine Deutsche Sprachverein daran tat, die Sprachreinigung niemals als eine Sache der Polizei und des äußern Druckes zu behandeln. (Wenigstens bis zum Kriegsausbruch hat er immer so gehandelt.)

Immerhin erwehrt man sich nur schwer eines unbehaglichen Gefühls, wenn man sieht, daß ein Blatt von der Bedeutung der „Frankfurter Zeitung" (Morgenblatt vom 15. Christmonat letzthin) unter dem Titel „Philologie auf Kriegspfaden" einen Aufsatz bringt, der zwar zunächst gegen den zum Teil gewiß ungesunden Entwelschungsrummel der Kriegszeit gerichtet scheint und „die Sprachreinigung im Prinzip eher loben als tadeln" will, aber dann doch ganz einfach die Sprachreinigung angreift, den Grundsatz des Sprachvereins „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann" ziemlich unfein beiseite schiebt und z. B. Sätze schreibt wie diesen: „Von scheinbar wissenschaftlichen Puristenführern wird das Publikum düpiert." Das steht in der „Frankfurter Zeitung", in der früher der geschickte Professor Sprengel so warm für die Sprachvereinssache eingetreten ist! Man fragt sich: leiten diese Leute aus ihrem Sieg über den deutschen Machtstaat das Recht ab, auch der deutschen Sprache fremde Waffenstillstandsbedingungen aufzuerlegen? War die deutsche Sprachbewegung nur gerade so lange gut als „Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran" galt? Und hätte es nicht wenigstens besser ausgesehen, wenn man mit der Schwenkung noch einige Monate länger gewartet hätte? Bl.

Pogrom: das ist ein russisches Wort. Es stammt ab von grom = Donner. Gromit heißt zerstören, zertrümmern, aufs Haupt schlagen, pogromit niederdonnern, betäuben. Die Grundbedeutung von Pogrom ist demnach Ungewitter, Verheerung, Verwüstung. Jetzt versteht man unter Pogrom in der Regel nur noch Judenverfolgung, Judenhetze, Judengemetzel. Verwenden wir also in Rede und Schrift lieber eines dieser deutschen Wörter, als das dem Fremdsprachunkundigen nicht ohne weiteres verständliche russische Wort Pogrom. Ht.

(Sprachecke der Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen. St. Galler Tagblatt.)

Deutsche Modewörter. Nid? Nume dünn! Sowieso! Zum Beitrag „Nich?!" in Nr. 5/6 schreibt uns eine Lehrerin aus Bern: Unser „nid wahr?" wird wahrscheinlich von selber verschwinden, wie es von selber kam. Uebrigens sagt man hier in Bern einfach „nid?", und zwar, was das Merkwürdige ist, nicht nur am Schluß, sondern ziemlich in jedem Satz irgendwo, am Anfang, am Schluß, in der Mitte. Ich habe neulich eine kleine Plauderei einer meiner Schülerinnen, die ich unterwegs angetroffen (sie erzählte also ganz von sich aus), unmittelbar nachher aufgeschrieben, eben wegen dieses „nid?", das in ziemlich jedem Satz vorkam (nid, i ha tänkt, i welli der Mama säge, nid, sie wüssi de, was gang, nid? usw.). Eine Zeitlang (es ist jetzt am Verschwinden) hörte man allgemein anstatt dieses „nid", „gället" (gället, i bi halt hungrig gsi, usw.).

Diese Modesachen in der Sprache beschäftigen mich schon lang, und ich habe schon vieles auftauchen, im häufigen Gebrauch und wieder verschwinden sehen. So bringen z. B. unsre Knaben manchmal ganz gelungene Ausdrücke auf, die sich dann bei den Mädchen und bei einem guten Teil der Erwachsenen einnisten, zuerst von den Knaben und dann von den andern wieder aufgegeben werden, um — neuen Platz zu machen. Eine Zeitlang war bei uns auf diese Weise in der Mode: nume dünn, und zwar konnte man es an einem fort hören, ob es paßte (wo in aller Welt konnte es passen?) oder nicht. Ein anderes Modewort war: sowieso. Auf jede Frage, auf ich möchte sagen alles, was man zu einem Schulkind (oder zu einem Erwachsenen) sagte, erwiderte es: sowieso. (Gehst du mit? — sowieso; heut ist's heiß — sowieso; aber auch auf die verneinende und fragendverneinende Form: Diese Beeren sind nicht reif — sowieso; sind diese

Beeren nicht reif? — sowieso.) An Stelle dieses „sowieso" kann man überall das erwähnte „nume dünn" setzen.*)

Ich habe einmal einen Gymnasiasten (das Gymnasium scheint die Fabrik zu sein) über die Entstehung dieser Modewörter gefragt, und dieser sagte mir, sie werden jeweilen von einem ganz dummen oder von einem ganz gescheiten Schüler aufgebracht und von den Mitschülern, die sie im ersten Fall lächerlich, im zweiten „interessant" finden, aufgegriffen und weiterverpflanzt; ein mittelmäßiger Schüler würde damit nicht Schule machen. Wenn dem so ist, so ist es auch psychologisch merkwürdig. M. R.

Ein merkwürdiger Punkt. In Nr. 420 der N. Z. Z. („Saison — Reise — Verkehr"!) schreibt ein Einsender: Der Schutz der landschaftlichen Schönheit sei dem Engadiner eine conditio sine qua non für den Bau eines Kraftwerkes am Silsersee, und dabei sei die Absenkung nebst noch zwei Sachen „der springende Kardinalpunkt". Der Fremdwörter- und sonstige Phrasenwetter ist schön hereingefallen. Der springende Punkt ist ursprünglich das Herz des werdenden Vogels, das nach Aristoteles „im Eiweiß hüpft und springt wie ein Lebewesen", also etwa so viel wie der „lebendige Keim". Wir brauchen das heute schon stark abgedroschene Bild meist gedankenlos und deuten es allenfalls als den „in die Augen springenden" Punkt, obschon das meist gar nicht paßt. Cardo aber heißt die Türangel, ein Kardinalpunkt ist also ein Angelpunkt, um den sich alles dreht, der also hübsch ruhig und fest bleiben muß. Ein springender Kardinalpunkt ist also ein vollkommener Widerspruch. „Dunkel war's, der Mond schien helle!"

Unsere neu eingetretenen Mitglieder

machen wir darauf aufmerksam (und erinnern auch die älteren daran), daß sie, soweit unser Vorrat reicht, bei der Geschäftsstelle in Küsnacht gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung auf Postscheck VIII 390, mit 5 Rp. Zuschlag auf jede Sendung (für Postgeld) beziehen können:

Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins:
(Hefte von 20—24 Großoktav-Seiten, mit Titelbild, zum halben Ladenpreis.)

Heft 1: Meinrad Lienert, von Paul Suter. 40 Rp. (Ladenpreis 80 Rp.).
„ 2: Konrad Ferdinand Meyer, von H. Stickelberger. 40 Rp.
„ 3: Johann Peter Hebel, von Fritz Liebrich. 30 Rp.
„ 4: Jeremias Gotthelf, von Otto von Greyerz. 50 Rp.
„ 5: Huldrych Zwingli und seine Sprache, von Oskar Farner. 50 Rp.
„ 6: Die Stimme der Heimat, von Meinrad Lienert. 50 Rp.
„ 7: Wie soll das Kind heißen?, von August Steiger. 50 Rp.

Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins:

Deutsche Speisekarte 80 Rp., Der Handel 80 Rp., Unsere Umgangssprache 1 Fr., Deutsches Namenbüchlein 60 Rp., Die Amtssprache 1 Fr., Die Schule 60 Rp., Die Heilkunde 1 Fr., Sport und Spiel 60 Rp., Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz 1 Fr., Das Versicherungswesen 1 Fr.

*) In der Ostschweiz ist „so wie so" noch in voller Blüte. Ja, die deutschschweizerischen Truppen sollen es sogar in den welschen Jura verpflanzt haben, so daß man jetzt in Delsberg hören kann: ainsi qu'ainsi! — So wie so! St.

Kleine Verdeutschungslisten des Allg. Deutschen Sprachvereins:

Speisekarte 5 Rp., Luftfahrt 5 Rp.
Dr. Stickelberger: Die Aussprache des Hochdeutschen. 2. Aufl. 20 Rp.
Prof. Dr. Otto von Greyerz: Die deutsche Sprache in der Schweiz (Flugschrift des Dürerbundes). 30 Rp.
Dr. August Steiger: Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz. 60 Rp.
Zum 100. Geburtstage Jeremias Gotthelfs. 50 Rp. (Inhalt: Pfarrer Ammann, Erinnerungen an Jeremias Gotthelf. Dr. Stickelberger, Ueber die Sprache Jeremias Gotthelfs.)
Merktafel für Kaufleute (Verdeutschung von 44 der gebräuchlichsten Fremdwörter, zum Aufhängen) 10 Rp.
Verzeichnis von Hilfsmitteln zur sprachlichen Bildung (4 Seiten). 5 Rp.
Rundschau des Deutschschweiz. Sprachvereins 1913 (die übrigen Jahrgänge sind vergriffen). 50 Rp.
Beschluß des Bundesrates vom 2. Dezember 1912 (betreffend Sprachreinigung). 5 Rp.
Mahnruf. Wie ist die Sprachverderbnis im deutschen Handelsstande zu bekämpfen? 5 Rp.

Briefkasten.

Dr. K. B., B. Der Name Bornhauser ist nicht gar leicht zu erklären. Natürlich stammt er vom thurgauischen Weiler Bornhausen bei Eschenz, und dessen Name ist eine der nicht seltenen Bildungen, in denen die ältere, r-lose Form des Dat. Plur. von Haus steckt: zu den ..... Häusern, zea ..... Husen. So einfach und praktisch nun aber die Erklärung Born = Brunnen wäre, so ungeschichtlich ist sie, wie Sie vermuten, denn die Form Born ist ursprünglich nur nieder- und mitteldeutsch und wird in der Schriftsprache auch heute noch nur in dichterisch gehobener Sprache verwendet. Man könnte noch an den alten Personennamen Boran denken, der vielleicht steckt in den Flurnamen Bornacker (Zug) und Bornisried (nach dem sich ein altes Berner Geschlecht nannte), aber da ja, wie Sie erwähnen, der Weiler im 13. und 14 Jahrhundert Barenhusen und Barnhusen hieß, ist eher an ahd. Barno, mhd. Barne oder Barn zu denken, das laut Idiotikon (IV, 1439) als Bare, Barne, Barme in der Schweiz noch sehr verbreitet ist (der Uebergang des a in o ließe sich allenfalls erklären als Verdumpfung des Vokals in unbetonter Silbe, denn es ist natürlich die zweite Silbe zu betonen), und eine Vorrichtung zur Aufnahme des dem Vieh vorgelegten Futters bezeichnet, vor allem (so auch im Thurgau) die Raufe, anderswo auch die Krippe. Die alt- und mittelhochdeutschen Formen standen übrigens auch für einen „Heuboden, der nur wenig über der Tenne und tiefer als die Decke des Stallstockes steht", und diese Bedeutung ist noch bezeugt vom appenzellischen Kurzenberg und vom thurgauischen Horn. Wenn das eine Eigentümlichkeit des Ortes gewesen wäre, ließe sich damit der Name allenfalls erklären; vielleicht stand aber an jener Stelle der Straße über den Seerücken wie wohl auch im „Barenhüsli" bei Neukirch-Egnach, schon früh ein Haus, wo man Pferde und Vieh an den Baren, an Raufe oder Krippe zu stellen pflegte. Wahrscheinlich befand sich dort auch eine Fütterungsvorrichtung für Menschenkinder — das wäre ein Grund einmal hinzugehen.

Das Wort Barn ist früher stärker verbreitet gewesen. Sebastian Franck sagt um 1550: ein ochs erkennet seinen herren und ein esel den barn seines meisters. Daß es mit dem englischen barn = Scheune zusammenhange und dadurch mit gotisch baris, englisch barley für Gerste (lat. far — farina!) — was ein Beweis für altgermanische Gerstenfütterung wäre — wird behauptet und bestritten. Jedenfalls hangen einige uralte Redensarten damit zusammen: am barn stehen, haben oder halten, am barn nagen oder beißen (eine schlechte Gewohnheit vieler Pferde, woher das Wort bärbeißig — wenn dieses nicht den zur Bärenhatz dressierten Hund bezeichnet, wie Bullenbeißer den gegen den Stier dressierten). Pferde und Vieh aus dem Freien an ihren Ort in den Stall treiben, wo sie angebunden werden, hieß zum Barn treiben oder bringen (z. B. bei Hans Sachs: ich dich wohl zum paren bringen), und weil man das (auch infolge der schwankenden Rechtschreibung) im 18. Jahrh. nicht mehr verstand, machte man daraus die — auch so nicht leicht verständliche — Redensart: zu Paaren treiben. Freilich wird diese auch zusammengebracht mit mhd. bern für ein sackförmiges Fischernetz.